

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 16 (1932)
Heft: 11-12

Artikel: Ausreden
Autor: Oberstettler, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ausreden.

das ist so gemeint: Wörter, die nun einmal, mit Recht oder Unrecht, dem deutschen Wortschatz angehören, die ziemlich allgemein gebräuchlich sind und mehr oder weniger allgemein verstanden werden. Etwas grundsätzlich anderes ist es aber, wenn man in sonst deutscher Rede aus fremden Sprachen stammende Wörter braucht, die noch nicht unserm Wortschatz angehören, die fast niemand kennt außer dem Kenner der fremden Sprache (Pharmacie, Pâtisserie). Wer sie braucht, braucht nicht nur Fremdwörter, sondern eine fremde Sprache. Nun lesen wir in einem Landblatte: „Ein Taschenkalendar, der uns täglich, ja stündlich unsere Verpflichtungen in Erinnerung ruft, bringt der Verlag Baumann & Co. in Erlenbach auf den Markt ... Die vollständig in der Schweiz hergestellte Neuheit heißt „Ever ready“ (immer bereit) ...“ An diesem vollständig in der Schweiz hergestellten Kalender ist also unschweizerisch, aber gänzlich unschweizerisch, bloß ... der Name. (Oder ist Englisch schon unsere vierte Nationalsprache?) Das ist ungeheuer bezeichnend. Die Bedeutung des Namens muß in Klammer beigefügt werden, Aussprache und Schreibweise werden Schwierigkeiten bereiten, ... macht alles nichts; der Erfolg des (übrigens etwas leichter verständlichen) „Ever sharp“ ließ dem vaterländisch gesinnten Verleger am Zürichsee keine Ruhe; die vaterländische Sache mußte einen englischen Namen haben, damit sie ganz schweizerisch war. Der Oberpatriot rechnet offenbar mit einem gewaltigen Absatz in England und seinen Kolonien und in „Usa“ (obwohl sie dort auch Kalender machen); die Seebuben und andern Hirtentkaben sollen sich drein schicken! Wenn aber dieser Kalender „uns täglich, ja stündlich unsere Verpflichtungen in Erinnerung rufen“ will, sollte er doch seine sprachlichen Verpflichtungen gegen seinen Nächsten nicht so vernachlässigen und ihm Verständnis und Verkehr möglichst erleichtern und nicht grundsätzlich erschweren. Von Verpflichtungen gegen seine Muttersprache wollen wir gar nicht reden; das verstünde dieser Helvetier doch nicht. Dagegen gibt es doch auch tägliche, ja stündliche Verpflichtungen gegen die Sprachlehre, mit deren Verletzung man sich vor einem ordentlichen Primarschüler lächerlich macht. J. B.: Ein Kalender ... bringt der Verlag ... auf den Markt! Man sollte nicht „der“ Werfall mit dem Wenfall verwechseln. Vielleicht ist's aber ein bloßes Versehen, das sogar der Setzer hätte verbessern dürfen, nach dem Grundsatz: Ever ready!

Es ist sehr erfreulich, daß Goethe auch in Paris gefeiert worden ist. An der großen Feier der Hochschule wurden, wie M. K. der N. Z. Z. berichtet (Nr. 821), zwei Jugendlitungen Goethes vorgetragen, „Prometheus“ und die „Hymne an die Natur“. Es ist zwar durchaus nicht ganz sicher, wie weit Goethe der Verfasser dieses schönen Hymnus ist; aber was daran nicht von Goethe ist, ist von unserm Landsmann, dem Zürcher Theologen Johann Christoph Tobler, der im Sommer und Herbst 1781 in Weimar mit dem Dichter verkehrte. Wir Schweizer wollen also zufrieden sein, hat man doch an der Pariser Goethefeier, wenn auch unbewußt, den innigen Zusammenhang der deutschen Schweiz mit dem übrigen deutschen Geistesleben gefeiert.

Das sind erst ein halbes Duzend Blätter aus dem ersten Fach; es liegen noch über hundert drin, und vom Abbau ist noch nichts zu spüren.

Durchsucht man den „Guide Suisse des Hôtels 1932“, so findet man darin für die Stadt Basel 25 Gasthöfe aufgezählt. Von diesen führen indessen nur 10 einen deutschen Namen; alle anderen prozen mit einem un-deutschen, in der Regel Paris abgequackten Titel. Prüft man hierauf die Namen ihrer Besitzer und Geschäftsleiter, so ist man erstaunt, nach dem Titellauterwelsch nur urchige deutsche Namen zu finden. Nur zwei machen davon eine Ausnahme, nämlich die Besitzer des „Italia“ und des „Central“.

Durchbummelt der Fremde die Stadt Basel, so stößt sein Blick überall auf ein üppiges Durcheinander französischer und deutscher Aufschriften, so daß ein Nordländer vermuten könnte, er befinde sich in einer sprachlich französisch-deutschen Grenzstadt wie Biel, Neuenburg, Murtten, Freiburg. Tatsächlich können solche Zweifel allerdings nicht wohl in ihm aufkommen; denn die Stadt und ihre Einwohner haben ein ganz und gar unfranzösisches Gepräge, was beileibe kein Fehler ist. Ja man darf wohl sagen, ohne merklich zu übertreiben, daß die Eigenart Basels in seinem schoffenen Gegensatz zu einer welschen Stadt liege. Die französischen Aufschriften sind äußerlich das einzig Französische an ihr, und auch das ist nicht einmal echt; denn es ist der bare Glücksfall, wenn man hinter diesen unzähligen französischen Aufschriften einmal einen waschechten Franzosen oder Welschen findet, außer es handle sich um das französische Konsulat und dergl.

Nach dieser marktschreierischen französischen Aufmachung erwartet immerhin der Fremdling, daß er in den Gassen, in den Kaufläden, in den Gaststätten und den vielseitigen Vergnügungstätten der Stadt dann und wann Französisch zu hören bekommen werde. Mein auch hierin erlebt er eine bittere Enttäuschung; es will sich einfach nicht geben, auch wenn er die Ohren sperrangelweit aufsperrt. Was er auffangen kann, ist ein Mißgeschick von Basler, Elsäßer und Markgräfler Mundarten. Erkundigt er sich nun verwundert, für wen eigentlich diese französischen Aufschriften bestimmt seien, so antwortet man ihm treuherzig: für die französische Kundschaft, Basel liege an der französischen Sprachgrenze. „Haben Sie oft französischprechende Kundschaft zu bedienen?“ fragte ich in einem Kaufladen. — Keine Antwort. „Sie haben mich doch verstanden?“ — Doch, doch. — „Nun, wie ist es denn?“ — Wiederum keine Antwort. Meine Wiffbegierde war offenbar als naseweis und widrig empfunden worden.

Udnerntags erledigte ich ein Geschäft in einer Buchhandlung und fragte dabei so nebenbei den Buchhändler, wozu die vielen französischen Firmenaufschriften dienten. Wiederum erhielt ich dieselbe Antwort: Basel liege an der französischen Sprachgrenze, die französische Kundschaft usw. Darauf bemerkte ich, das gesamte Hinterland Basels sei doch rundum deutschsprachig, und das erste französisch redende Dorf, Soyhières (deutsch Saugern), liege immerhin 35 Eisenbahnkilometer von Basel entfernt, und nebst dem bereits hinter dem Liesberg, also auf der von Basel abgewendeten Seite des Bergzuges und auf Berner Gebiet. Weder dieses ferne Dorf, noch Delsberg, geschweige denn das noch bedeutend abgelegene Bruntrut mit seinen reichhaltigen Kaufläden könnten eine so wichtige Kundschaft liefern, daß die Basler Ladeninhaber ihrerthalben sich eine französische Maske aufzusetzen brauchten; denn diese Leute, falls sie je einmal nach Basel reisen, wüßten ja zum vornherein, daß die Basler keine Fran-

zosen sind. Ueberdies sprächen ja die meisten Delsberger und Bruntruter geläufig „Bärndütsch“ und ersparten damit den Basler Geschäftsleuten, sich französisch bemühen oder gar noch schriftdeutsch antworten zu müssen. „Gewiß, gewiß“, erwiderte der Buchhändler, „allein wir haben auch mit der internationalen französisch sprechenden Kundschaft zu rechnen.“ „Ganz wie umgekehrt die Geschäftswelt der Stadt Neuenburg zu rechnen hat mit der deutsch sprechenden Kundschaft“, unterbrach ich den Buchhändler, „und zwar in einem ganz anderen Ausmaße, als Basel zu rechnen hat und je zu rechnen haben wird mit der französischen Kundschaft. Denn wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, wimmelt es in Neuenburg an den Feiertagen von deutsch sprechenden Besuchern. Auf den prächtigen, weitläufigen Seepromenaden, in den Museen, in allen Gaststätten, im Strandbad bei St. Blaise, überall hört man massenhaft schweizerdeutsch, so daß man sich in eine deutsche Stadt versetzt glauben könnte. Sodann liegt Neuenburg nicht zwischen 35 und 50 Kilometern von der Sprachgrenze entfernt wie Basel, sondern hart an der Sprachgrenze wie Biel. Und trotzdem fällt es den Neuenburger Geschäftsleuten nicht ein, der zahlreichen und einträglichen deutschen Kundschaft halber ihre Firmenaufschriften in deutscher Sprache abzufassen. Oder erinnern Sie sich, in Neuenburg schon einen deutschen Firmentitel gesehen zu haben?“ Ja, das sei ganz was anderes, meinte darauf der Buchhändler. Niemand erwarte im Welschland andere als französische Aufschriften. Es liege auch kein Bedürfnis vor, hieran etwas zu ändern; denn der Deutschschweizer wisse ja schon oder ohne wenigstens, was diese französischen Aufschriften, Speisekarten u. dergl. besagten. „Halt, nun habe ich Sie fest“, unterbrach ich den Buchhändler. Sie finden es also selbstverständlich, daß die französische Stadt Neuenburg, die hart an der Sprachgrenze liegt und zu einem sehr erheblichen Teil von der deutschen Kundschaft lebt, ausschließlich französische Aufschriften aufweise, und Sie würden es wahrscheinlich unangenehm und unnatürlich empfinden, wenn die Aufschriften mehrheitlich deutsch wären. Nun haben Sie in Basel auf 100 Kunden, die deutsch reden, vielleicht einen Franzosen, und vielleicht noch 2 Italiener. Wie können es die Basler bei einem solchen Kundenverhältnis rechtfertigen, ihre Firmenaufschriften in einer Fremdsprache zu halten?“ „Rechtfertigen können wir das nicht“, entgegnete der Buchhändler, „sondern wir folgen hierin einfach einem alten Brauch, der will, daß in Basel die Firmenaufschriften in französischer Sprache abgefaßt seien. Unseren Welschen und den Ausländern mag das unbegreiflich erscheinen, wir Basler hingegen sind daran gewöhnt und stoßen uns daran nicht.“

Ach, die armen Basler! Sie sind wirklich zu beklagen. Sie fühlen sich nicht wohl in ihrer Haut. Sie haben das Bedürfnis, etwas anderes zu scheinen, als was sie sind. Allein bei ihren rührenden Bemühungen darum kommt immer das gerade Gegenteil von dem heraus, was sie anstreben. Sie sind keine Franzosen, und nichts an ihrer Stadt, noch an ihnen selber erinnert an die berühmte französische Zivilisation und an französische Geistesart. Sie sind sich dessen bewußt, möchten aber doch die Eidgenossen jenseits des Hauensteins und des Riesbergs, sowie die Ausländer verblüffen mit etwas, das ihre Verbundenheit mit der französischen Zivilisation und politischen Nachbarschaft bekundete. Sie wohnen an der Landesgrenze, aber diese fällt in Basel nicht zusammen mit der Sprachgrenze. Diese verläuft weit, weit hinter Basel, so weit, daß Basel nie ein Echo davon vernimmt. In Basels

engerem Hinterlande wohnt keine französisch sprechende Kundschaft. Und wenn einmal ein Delsberger nach Basel kommt, so hat er die üble Gewohnheit, in dieser urdeutschen Stadt deutsch zu reden. So daß die Basler die größte Mühe haben, ihr mühsam erlerntes Französisch an den Mann zu bringen.

Am verdrießlichsten für sie sind die Elsässer Nachbarn. Diese sind zwar seit Kriegsende politisch zu Franzosen umgegossen worden, aber sie halten mit unüberwindbarem Starrsinn an ihrer angestammten deutschen Muttersprache fest. Man bringt sie einfach nicht dazu, französisch zu reden. Obwohl Paris sie beharrlich mit den unerträglichsten und verwerflichsten Druck- und Gewaltmitteln quält und martert, sind sie davon nicht abzubringen. Sie bleiben dabei, deutsche Franzosen zu sein, ganz wie die Korfen italienische Franzosen sind. Ganz Europa weiß das. Basel schwebt daher mit seinem künstlichen französischen Gehaben in der Luft. Dabei ist dieses Gehaben — und das ist das Tragi-komische an der Sache — ganz unfranzösisch. Denn nichts verstößt heftiger gegen den französischen Geschmack und Stil, als wenn Deutsches und Französisches durcheinander gewürfelt wird wie Muskatellertrauben und Holzäpfel, wie das die Basler betreiben mit ihren Geschäftsaufschriften und in ihrem Zeitungsschrifttum.

Heinrich Oberstettler.

Nachwort des Schriftleiters. Was da von Basel gesagt ist, gilt natürlich mehr oder minder auch von Bern und Zürich. Für Bern hat es Eduard Stettler in unserer Rundschau 1915 nachgewiesen, für Zürich bestätigen es ein paar hundert Schritte auf der Bahnhofstraße. Und auf dem Lande? — Das ist eben die französische Kulturtünche, die über allen deutschen Landen liegt — auch über den reichsdeutschen. (Wenn man zu Königswinter mit der Fähre über den deutschen Rhein fahren will, der dort zum Glück immer noch Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze ist, so kostet das laut Aufschrift 15 Pfennig „à Person“! Und wenn man zu Bonn am Rhein im Gasthaus an Hand der Speisekarte eine „Kraftbrühe mit Ei“ bestellt und nahe genug am Schenktisch sitzt, so kann man hören, wie dort der Herr Ober bestellt: „Eine Bulliong!“ Usw.) Es ist ja nur Tünche, eine dünne Tünche, aber wozu die Tünche? Warum nicht das Wesen zeigen? Immerhin macht uns Heinrich Oberstettler in einer weiteren Zuschrift darauf aufmerksam, daß die Kleinbasler ihre Rheindammanlage noch Rheinweg nennen (in Konstanz sage man Rheinstieg), während die Luzerner einen Quai national haben zu müssen glauben und nicht etwa einen Seeweg oder eine Kurjaalpromenade. Das wäre ja immer noch nobel genug, denn es wäre immer noch schlechtes Deutsch.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Ein ländliches Blatt schließt seinen Bericht über einen Gerichtsfall mit dem schönen Satz, neben den wir unsern Verbesserungsvorschlag stellen:

Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt der Staatsanwaltschaft und verurteilte den 1899 geb. Angeklagten, dessen Begangenschaft durch den Verteidiger, Nationalrat Dr. D., unter Geltendmachung verschiedener mildernder Momente in einem weniger krassen Bilde erscheinen zu lassen versucht wurde, wegen versuchter und vollendeter vorzäthlicher Brandstiftung zu fünf Jahren Zuchthaus.

Der Verteidiger, Nationalrat Dr. D., machte verschiedene mildernde Umstände geltend und suchte das Bild des Verbrechens abzuschwächen. Das Gericht erklärte den 1899 geborenen Angeklagten nach Antrag des Staatsanwalts der versuchten und vollendeten vorzäthlichen Brandstiftung schuldig und verurteilte ihn zu fünf Jahren Zuchthaus.